

Hans Platzgumer

Zurück wohin?

Willkommen in der neuen Welt! Oder ist das schon wieder die alte? Oder etwas dazwischen? Wo waren wir denn eigentlich stehengeblieben? Wo wollten wir hin? Die „neue Normalität“ ist ein Unding und ein Unwort. Nicht nur alliteriert der österreichische Kanzler gern, auch von etlichen Regierenden anderswo wird im Coronajahr ständig von Normalitäten gesprochen. Manche nennen es der Abwechslung halber „Realität“, immer aber geht es darum, dass wir uns notgedrungen an neue Normen gewöhnen, uns eine neue Lebensweise aneignen müssen, dass diese Veränderung jedoch nur vorübergehend sein wird. Möglichst rasch werden, sollen, müssen wir zur alten Norm zurückfinden. Der Zeitrahmen für unseren Ausflug in eine andere Realität könne nicht festgelegt werden, heißt es, er werde vom Virus bestimmt. Dieses Virus liefert kaum verlässliches Datenmaterial, und wo unumstößliche Fakten fehlen, wird die Bühne frei für popularwissenschaftliche Thesen, Halbwissen. Ehe wir uns versehen, ist die Pandemie von einer medizinischen Angelegenheit zu einer Frage des Glaubens geworden, alles verschwimmt ineinander, Wissenschaftliches, Esoterisches, Rationales, Irrationales. Gewissheiten, Überzeugungen, Meinungen vermengen sich, stoßen aneinander, stoßen einander ab. Nichts ist mehr, wie es war. Nichts ist mehr gesichert. Eine irgendwie erfrischende Anarchie bestimmt plötzlich unser Leben. Damit es aber nicht allzu toll ausartet, beharren diejenigen, die auserwählt sind, alles unter Kontrolle zu halten, mantrisch auf dieser *Normalität*, der alten und eben jener neuen, die wieder zurückführen soll in die alte. Es wird so getan, als hätte es das jemals gegeben, eine starre Normalität. Doch was soll das überhaupt heißen: normal?

Das lateinische *normalis* verweist auf ein Winkelmaß, also auf Gerades. Dies zeigt sich in der englischen Doppeldeutigkeit von „straight“, das heterosexuell im Rückschluss als normal beschreibt – wie es auch im Deutschen lange üblich war. Demnach wäre also HC Strache normal, der als Gastredner bei einem AFD-Parteitag verkündete: „Ich bin heterosexuell, meine Damen und Herren, und ich bin stolz darauf.“ Im ihm applaudierenden Publikum fanden sich sicherlich genügend Leute, die *normal* auch als Gegenteil von *geistig behindert* definiert hätten, wie es einst üblich war.

Doch auch über rechtspopulistische Kreise hinaus wird *normal* mit gesundem und erwünschtem Verhalten assoziiert und gleichgesetzt mit: *von der Allgemeinheit akzeptiert*. Das Normale ist für uns das in unserer Gesellschaft Selbstverständliche. Es muss nicht erklärt oder diskutiert werden, es benennt Gegebenheiten, an die wir uns alle gewöhnt haben sollten, weil sie durch Sozialisation und Erziehung vermittelt worden sind.

Welche Werte aber behalten in einer pluralistischen Gesellschaft eine allgemeine, immerwährende Gültigkeit? Wieviel Freizügigkeit, wieviel Bestrafung, wieviel Gleichberechtigung, wieviel Unterdrückung ist normal? Als unser Kanzler vorletztes Jahr das Vermummungsverbot aussprach, redete er nicht von neuer Normalität. Die von ihm ausgerufene Maskenpflicht hingegen fällt darunter. Heute ist es normal, maskiert und mit Handschuhen eine Bank zu betreten. Vor wenigen Monaten wäre ich beim Versuch, dies zu tun, verhaftet worden.

Die Normalität ist jener Ort, wo sich die Gesellschaft trifft und sich der Großteil der Leute darauf verständigt, bestimmte Gesten und Routinen zu pflegen und auch optisch nicht allzu sehr voneinander abzuweichen. Normalität hat also mit Mode zu tun, mit Zeitgeist. Folglich ist sie wie alles Modische und Zeitgenössische von Vergänglichkeit gekennzeichnet, von Strömungen ergriffen. Die Normalität ist in ständigem Fluss, ein großes Oszillieren. Wollen wir als Individuen nicht auffallen, passen wir uns an dieses Fließen an. Teil der Normalität zu sein, heißt also, von Schwankungen, von ständiger Veränderung ergriffen zu sein. Was wir als normal empfinden, verwandelt sich im selben Moment bereits zu etwas Neuem, meist unbemerkt, meist schleichend. Wir schleichen mit, gliedern uns ein, gleichen unsere Vorstellungen, Vorlieben, Gewohnheiten an jene der Mehrheit an. Wir gehen dorthin, wohin alle gehen, nur so bleiben wir normal.

Mitte der 1980er-Jahre ging ich eines Nachmittags durch die Anichstraße im Zentrum meiner Heimatstadt Innsbruck. Ich trug eine selbst gestaltete Lederjacke, die mit Nieten, Sicherheitsnadeln, Plastikröhrchen verziert und bunten Farben bemalt war. Meine Haare waren grün gefärbt und mit Kleister zu einer Stehfrisur zusammengeklebt. Ein Gruppe jugendlicher Männer wurde auf mich aufmerksam, stürmte auf mich zu, verfolgte mich, brachte mich nach kurzer Hetzjagd zu Fall und verprügelte mich. Einer hatte eine Schere zur Hand, mit der er mir einen Haarschopf abschnitt. Wie eine Trophäe, stolz und angeekelt zugleich, hielt er mit ausgestrecktem Arm mein Haar

zwischen seinen Fingern und rümpfte die Nase. Dann ließ er es auf den Asphalt fallen und streifte die Hand an seiner Hose ab.

„Soda, jetzt schaugst scho wiada ordentlicher aus“, sagte er.

Seine Kumpels lachten, dann zogen sie ab. Ich hatte diese Kerle rein durch meine Erscheinung dermaßen provoziert, dass sie die Kontrolle verloren.

Etwa ein Jahr später musste ich in einer Seitenstraße des Alexanderplatzes in Ostberlin eine ähnliche Erfahrung machen. Dort waren es jedoch keine Landburschen, sondern eine Horde Skinheads, die mich zu Boden brachten und mit ihren Springerstiefeln auf mich eintraten. Es war bedrohlicher, aber gleichzeitig war ich solche Anfeindungen bereits gewohnt. Zusammenstöße dieser Art waren damals Teil der Normalität.

Heute gehe ich die Innsbrucker Anichstraße entlang und treffe genau an jener Stelle, an der ich früher für Aufsehen sorgte, auf biedere Hausfrauen, die ihr Haar pink färben und mit Gel zu stachelartigen Gebilden formen. Sie tragen zerrissene Stretch-Hosen und Lederjäcklein im Vintage-Look, die aussehen, als hätten sie sie auf dem Müll gefunden. Ich stelle mir vor, wie diese Fashionistas in die Wahlkabine gehen und ihr Kreuz bei einer der konservativen Parteien machen. Fast niemand, der mir auf der Anichstraße begegnet, ist nicht tätowiert. Ich erinnere, wie ich mir 1987 ein Tattoo in einem illegalen Studio in Wien-Fünfhaus stechen ließ, weil diese Handlung damals als Selbstverstümmelung galt und gesetzlich verboten war. Viele der Passanten, die mir heute entgegenkommen, tragen Piercings, manche Männer Piercing-Stäbe in der Ohrmuschel oder Tunnelpiercings im Ohrläppchen.

Seit meiner Jugend in Innsbruck, als „Punker“ noch Freiwild waren, hat sich – zumindest optisch – eine Liberalisierung der Gesellschaft vollzogen. Diese Veränderung lässt sich jedoch nicht auf ein bestimmtes Ereignis oder einen genauen Zeitpunkt festlegen. Es war ein jahrzehntelanger schleichender Prozess, ein logischer Fluss, der nicht aufgehalten werden konnte.

Als im November 1991 Freddie Mercury an den Folgen seiner AIDS-Erkrankung starb, wurde in der BBC noch darüber diskutiert, ob der Tod des Sängers aufgrund seiner Homosexualität eine Strafe Gottes sei. Heute würde nicht einmal Kardinal Schönborn wagen, derartige Überlegungen öffentlich zu machen. In der Coronakrise erhielt der Wiener Erzbischof dafür viel Raum in den abendlichen Fernsehnachrichten, um darüber zu referieren, dass dieses Virus vielleicht keine Strafe, aber womöglich ein Zeichen Gottes wäre.

In Krisenzeiten erleben alte, in Vergessenheit geratene Ansichten und Traditionen ein Comeback, denn sie spenden Zuversicht, sie vermitteln einer verunsicherten Bevölkerung das Gefühl von Beständigkeit. Im Altbekanntem fühlen wir Menschen uns schließlich am ehesten geborgen. So legte im März auch Papst Franziskus einen Sondersegnen „Urbi et orbi“ im strömenden Regen auf dem menschenleeren Petersplatz ein. Vor dem Haupttor der Peterskirche wurde das wundertätige „Pestkreuz“ aufgestellt. Der slowakische Generalvicar Brodek bestieg ein Flugzeug und flog ein mittelalterliches Tuch, das mit Jesu Christis Blut getränkt sein soll, über das ganze Land. Die Bischofskonferenz rief die Gläubigen auf, der Kraft dieser Reliquie zu vertrauen und für den Erfolg der Aktion zu beten.

Anderen altmodischen Sitten wird heute ein Revival verwehrt. Über Generationen hinweg war hierzulande der Handschlag die übliche Art der Begrüßung. Er hatte sich deutlich länger gehalten als der Knicks oder der zarte Handkuss. Doch ähnlich wie das Vertrauen auf Handschlag-Qualitäten kam auch das Händeschütteln außer Mode. In den letzten Jahren wurde es fast gänzlich von zwischenmenschlichen Umarmungen abgelöst. Analog den in E-Mails immer öfter auftauchenden Grußfloskeln „Ich umarme dich“ oder „Sei umarmt“ begannen wir, zu Begrüßung wie Verabschiedung uns immer inniger zu embrassieren. Ein deutscher Soziologe vermutete kürzlich, dieser Verhaltens-Trend sei von Gastarbeitern eingeschleppt worden. Es wirkt vielleicht, als hätten wir Mitteleuropäer das Südländische in uns entdeckt und entschieden, es exzessiv zu zelebrieren, ich aber bringe es eher mit dem Aufkommen der Hipster-Bewegung in Verbindung. Denn das Einander-Drücken transferiert, ähnlich dem aus der heutigen Gesellschaft nicht mehr wegzudenkenden Vollbart, etwas scheinbar Uriges von früher in die Neuzeit und verbiegt es zu einer nichtssagenden Oberflächlichkeit.

Ich selbst bin tief in diesen Umarmungssog hineingezogen worden. *Hugging Hans*. Seit Jahren ertappte ich mich dabei, wie ich fremde Menschen inbrünstig an die Brust drückte und links wie rechts abbusselte. Ich behandelte Leute, deren Namen ich nicht einmal kannte, als wären sie meine engsten Freunde. Bei teils etwas unbeholfenen Bussi-Paraden mit Frauen berührten sich, wenn Verwirrung herrschte, ob links oder rechts zuerst geküsst werden sollte, hin und wieder unsere Lippen. Besonders in der Bohème geriet die Schmuserei außer Kontrolle. Einer Tischgesellschaft vorgestellt zu werden, bedeutete, einen Kuschelkurs rund um die Tafel starten zu müssen, bevor man sich setzen durfte.

Doch dann kam mit einem Schlag die Spaßbremse: Corona. Plötzlich war Schluss mit den kleinen Sinnesfreuden. Das normal gewordene Liebkosen, Befühlen, Streicheln fremder Leute wurde jäh an seiner Weiterentwicklung gehindert – wer weiß, wohin es noch geführt hätte, womöglich zu einem gegenseitigen Sich-Beschnuppeln oder Sich-Abschlecken? Der heiteren Geselligkeit wurde ein Riegel vorgeschoben, der sich *social distancing* nannte, obwohl er eigentlich *physical distancing* heißen müsste. Plötzlich gab es gar nichts mehr, kein Händeschütteln, kein Küsschen, kein Auf-die-Schulter-Tätscheln, stattdessen einen Meter, besser zwei Meter, am liebsten fünf Meter Abstand zu jedem, der nicht im eigenen Haushalt wohnte.

Corona schaffte es, das selbstverständliche Fließen des Normalen zu unterbrechen, den Fluss des Vertrauten in unvertraute Bahnen zu lenken. Der Lockdown Mitte März brachte das meiste, was wir uns als Normalität angewöhnt hatten, von einem Tag auf den anderen zum Absturz. Für manche fühlte es sich an wie ein freier Fall. Das aber ist es nicht. Wir wurden zwar in den coronischen Sturzbach umgeleitet, befinden uns aber weiterhin im selben Flussbett. Wie tief die Wassermassen hinunter rauschen, wird sich herausstellen, irgendwann aber wird sich ein Becken sammeln und alles weiterfließen. Doch eine Frage drängt sich auf: Wollen wir überhaupt, dass das Wasser dort unten einfach in die gleiche Richtung weiterfließt wie zuvor? Ist die Normalität, die wir in den letzten Jahren erreicht haben, das Beste, was wir uns vorstellen können? Angesichts der Bedrohung durch die aktuelle Krise scheinen viele von uns diese Frage mit Ja zu beantworten. Die Normalität, in der wir uns vor der Pandemie befanden, wird als Idealzustand gedeutet, den wir so schnell und exakt wie möglich wieder zu erlangen hätten. Welchen Zustand aber hatten wir und unser Planet, auf dem wir leben, zu Beginn des Jahres 2020 eingenommen? Ist er wirklich so erstrebenswert?

- - - - -

Die 1947 vom Bulletin Board der Atomwissenschaftler in Washington D.C. ins Leben gerufene „Weltuntergangsuhr“ symbolisiert die aktuelle Gefahr einer Auslöschung unserer Zivilisation durch Krieg oder Klimakatastrophen. In den frühen 1990er-Jahren waren ihre Zeiger so weit wie nie von der Stunde Null entfernt, seither aber werden sie von Jahr zu Jahr vorgerückt. Im Januar 2020 wurde die Uhr auf „100 Sekunden vor Zwölf“ gestellt. Die Wissenschaftler, unter denen sich etliche Nobelpreisträger befinden,

hörten auf, in Stunden oder Minuten zu rechnen, und gaben in Sekunden an, wie weit wir gekommen waren. Das weltweite Aufrüsten hatte einen historischen Höchststand erreicht, ebenso der Kohlendioxidausstoß. Hitzerekorde, Dürren, Rodungen, Waldbrände, Plastikmüll, ein Ökozid in bislang unvorstellbaren Dimensionen, deutlich rascheres Abschmelzen der Gletscher als angenommen, Cyberkriege und eine Unterwanderung der digitalen Informationsgesellschaft, die bewusst darauf abzielte, Maßnahmen gegen den Klimawandel zu verhindern, wurden aufgelistet. Wir waren der Apokalypse so nah wie nie zuvor gekommen, und eine verheerende Pandemie war im Untergangs-Szenario nicht einmal miteingerechnet. Bei der Präsentation am 23. Januar betonte der frühere UN-Generalsekretär Ban Ki Moon das Versagen der Regierungen im Umgang mit den drohenden Gefahren. Sieben Wochen später wurde in Österreich die Ausgangssperre ausgerufen.

Das Weltordnungssystem, das wir vor Corona als normal empfanden, war auf den Grundpfeilern grenzenloser Ausbeutung und Zerstörung aufgebaut. Es brachte das Klima unseres Planeten zum Kippen, verwüstete einen Landstrich nach dem anderen und führte zu rasender Ungleichheit, Ungerechtigkeit, zu Armut, Elend, zu steigenden Flüchtlingsströmen. Letztes Jahr waren über 70 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Verzweiflung und Vertreibung ließ sie aufbrechen, um irgendwo in der Welt einen Platz zu finden, an dem sie vielleicht überleben könnten. Mit immer menschenverachtenderen Mitteln versuchten die Industrieländer die Migranten fernzuhalten. Im Mittelmeer wurden Rettungsschiffe an ihrer Arbeit gehindert, ertrinkende Flüchtlinge zu bergen. An der EU-Außengrenze in Griechenland schossen nicht nur Grenzsoldaten auf Migranten, sondern hinderten auch Nachbarschaftstruppen Flüchtlingsboote am Anlegen. Wenige Tage, bevor der Lockdown in Europa sämtliche Nicht-Corona-Berichterstattung verdrängte, waren die Bilder zu sehen. Gewaltbereite Europäer stoßen, schimpfend und drohend, überfüllte Boote zurück ins Meer, auf denen Mütter und Kleinkinder sitzen, die nichts anderes verbrochen haben, als die Hoffnung auf ein Überleben noch nicht ganz aufgegeben zu haben. Kurz darauf zeigte sich Österreich erschüttert über die Nachricht, dass eine 97-jährige Tirolerin dem „neuartigen Coronavirus“ erlegen war. Das Gemetzel drohte nun mitten in unserer Gesellschaft loszugehen. Diese anderen Gemetzel weiter draußen interessierten uns nicht länger.

Doch sie sind nicht von selber weniger geworden, und nur weil wir sie weggeschoben haben. Unter nostalgischem Blickwinkel sieht die Normalität, die wir wiedererlangen wollen, vielleicht anders aus, aber die Welt, die wir dem Coronavirus überließen, war ein grausamer Ort. Es regierte ein System, das ein Prozent Gewinner einem unüberschaubaren Rest von Verlierern gegenüberstellte und die Erde zu einem nach und nach immer unbewohnbareren Ort machte.

Schon vor Jahren errechnete die Hilfsorganisation Oxfam, dass 62 Superreiche (53 Männer und 9 Frauen) mehr privates Vermögen angehäuften als die knapp 4 Milliarden ärmsten Erdbürger zusammen. Diese unvorstellbare Kluft zwischen Arm und Reich vergrößert sich immer rasanter. Das Finanzsystem unserer Welt ist darauf ausgerichtet, dieses Auseinanderklaffen zu beschleunigen. Inzwischen trägt auch die Coronakrise ihren Teil dazu bei. In einer unheilvollen Spirale ließ sie die Verlierer gleich doppelt, dreifach, alles verlieren, in kürzester Zeit, während das Vermögen des reichsten Menschen der Welt dank Corona um mindestens weitere 30 Milliarden Dollar stieg. Jeff Bezos ist *too big to fail*. Die meisten von uns sind es nicht. Wen schon vor der Pandemie Existenzängste quälten, wer schon vorher unter prekären Verhältnissen lebte, dessen Situation hat sich 2020 nicht verbessert. Wer sein Einkommen mit tagtäglicher Kleinarbeit erwirtschaftete, zählt zu den vom Shutdown besonders Betroffenen. Die Welt vor Corona zeichnete sich durch enorme Ungerechtigkeit aus, die Welt während Corona verstärkte diese Disbalance. Wie wird, wie soll die Welt nach Corona aussehen? Wenigstens das ist noch nicht entschieden.

Sicherlich: Einigen von uns – ich selbst zähle mich dazu – ist es in den letzten Jahren verhältnismäßig gut, vielleicht sogar unverschämt gut gegangen. Die globalen Probleme, die die Menschheit in ihrem derzeitigen Zivilisationsgrad erzeugt, sind noch nicht bis in unsere eigenen vier Wände gedrungen. Wir jammern, mal mehr, mal weniger, im Grunde aber haben wir kaum Anlass zu jammern, denn wir hatten das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort auf die Welt gekommen zu sein. Eine Gunst des Schicksals ermöglichte uns ein weitgehend abgesichertes Dasein im Wohlstand. Ich rief es mir tagtäglich aufs Neue ins Gedächtnis: Wie verdammt gut es mir ging! Ich war frei, wie ein Menschenkind frei sein konnte. Die Normalität, in der ich mich einrichten durfte, bestand aus Liebe, Gesundheit und Sorgenlosigkeit. Ich kannte Krieg, Armut, bitteres Elend nur aus der Ferne. Wann immer ich derlei zu nah kam, konnte ich mich davon entfernen. Ich war in den Genuss einer mehr oder weniger weitreichenden Bildung

gekommen. Sie ermöglichte mir nicht nur, fast sorgenfrei zu leben, sondern auch Eins und Eins zusammenzuzählen.

Ich hätte Augen und Ohren verschließen müssen, um nicht zu verstehen, auf Kosten welcher Unzahl weniger Privilegierter, auf Kosten welcher irreversibler Zerstörung von Lebensräumen mein Wohlstand beruhte. So wenig ich vielleicht an den Misständen ändern konnte; das Wissen darüber war ebenso Bestandteil meiner Normalität. Die Verantwortung, die mit diesem Wissen einherging, schmerzte mich. Den meisten in meinem Umfeld ging es so. Auch ich bewege mich größtenteils in einem Umfeld, das der eigenen sozialen Schicht entspricht. Wir leben fast alle in Blasen. Viele meiner Blasenmitbewohner traten in den letzten Jahren in eine Phase des Umdenkens ein. Vorallem die *Fridays for Future*-Bewegung ließ ein breiteres Bewusstsein darüber entstehen, dass der verschwenderische Lebensstil, den wir uns angewöhnt hatten, nicht mehr weitergehen durfte. Zu dringlich waren die Fragen geworden, mit denen wir konfrontiert wurden, zu offensichtlich die Ausmaße der entstehenden Katastrophen.

Als plötzlich Corona in unser Leben trat, war den meisten von uns klar, dass die Entschleunigung, die das Virus mit sich brachte, eher zu spät als zu früh kam. Am ersten Tag der Ausgangssperre begann ich, ein Logbuch zu schreiben und nannte es „Die Chance“. Ich verstand die Situation als gewaltiges Lernfenster und wagte, den massiven Zusammenbruch unserer Gewohnheiten als etwaige Katharsis einzustufen. Ich betrachtete den Lockdown als Möglichkeit der Reflexion, als kollektiven Think-Tank, als Sabbatical für eine hyperventilierende Gesellschaft und als Durchschnaufpause für die Natur. Endlich war die Bestie Mensch zurück in ihren Käfig getrieben. Dort konnte sie zur Besinnung kommen.

Als ich ein Kind war, hatte mein Onkel, ein Jesuitenpater, einen Monat lang das abgelegene Berghaus meiner Eltern bezogen. Er besaß kein Auto, wir brachten ihn mit allem, was er für diesen Monat benötigte, hinauf auf den Berg. Wir halfen ihm, seine Lebensmittel zu verstauen. Auch ausreichend Wein hatte er mitgenommen. Wir verabschiedeten uns, fuhren zurück in die Stadt und ließen ihn allein zurück. Ich fragte mich, was er wohl dort oben einen Monat lang machen würde? Sogar ein Jesuit musste doch hin und wieder etwas anderes tun als beten. „Schaltet er nicht einmal das Radio an?“, fragte ich. „Doch“, sagte mein Vater. „Und einmal am Tag geht er spazieren. Ansonsten aber bleibt er im Haus.“ Ähnlich stellte ich mir das Leben im Kloster vor, nur dass man dort wenigstens nicht allein war. Das Wort *Lockdown* gab es in meinem

Vokabular noch nicht. 2020 praktizierten wir alle Exerzitien. Einige von uns waren allein wie mein Onkel, sie hatten mit Einsamkeit zu kämpfen. Andere waren mit ihren Angehörigen zusammen, oft mit zuvielen auf zu engem Raum, sie hatten mit dem Gegenteil von Einsamkeit zu kämpfen.

Dass ich wie die meisten meiner Künstlerkollegen durch die Maßnahmen der Regierung fast alle meine Jobs verlor, bekümmerte mich wenig. Vielleicht würde ab sofort ohnehin alles anders sein? Ein Leben ohne Materialismus wurde ebenso vorstellbar wie ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle. Wenn praktisch alle alles verloren, wurde das individuelle Verlieren zur Befindlichkeit. Ich überlegte, mich umzuorientieren. Ich dachte darüber nach, als Senner auf einer Alm einen Neustart zu machen. Die harte Arbeit im Gebirge wurde fast nur mehr von osteuropäischen Saisonarbeitern verrichtet. Nun durften diese nicht mehr ins Land, jede Menge Stellen waren frei. Ich hätte 2000 Euro im Monat verdienen können, hätte einen 24-Stunden-Arbeitstag gehabt, 7 Tage die Woche, ohne den üblichen Komfort der Wohlstandsgesellschaft. Wenn ich nur handwerklich und im Umgang mit Kühen etwas geschickter gewesen wäre, hätte es ein neues Betätigungsfeld werden können. Doch ich konnte Käse nicht ausstehen, und überhaupt war ich kein Anpacker, sondern ein verweichlichtes, vergeistigtes Etwas, das jeden Tag aufs Neue erwartete, von der Muse geküsst zu werden.

Statt von der Muse geküsst, wurde ich mit Ende des Lockdowns brüsk aus meinen Träumen gerissen. Meine Umwelt erwachte aus dem Dornröschenschlaf und hatte es eilig, genau dort weiterzumachen, wo sie unterbrochen worden war. Denn dort, an jenem Sehnsuchtsort, lag sie, die gute alte Normalität. Der Sprit war durch die Ölkrise inzwischen billiger geworden, also warfen alle ihre Motoren an. Bereits eine Woche nach dem Lockdown erreichte der CO₂-Ausstoß ein historisches Höchstmaß. Die Menschen setzten alles daran, jedwede Vorteile, die ein Lockdown mit sich gebracht haben könnte, sofort wieder wett zu machen. Die Hirngespinnste einer besseren Welt, die in meinem Kopf herumgespukt waren, wurden von der Realität und von frisch getunten Muscle Cars überrollt. Es machte den Anschein, als hätten die Wochen zum Reflektieren, die uns gegeben worden waren, zu keiner größeren Erkenntnis geführt, als dass Elektroautos und gedrosseltes Netflix ungeil, die freigeschalteten Premium-Abos der Pornokanäle hingegen geil waren. Viel weiter waren wir nicht gekommen. Eine Gegenwart wurde re-etabliert, die schon in der Vergangenheit keine Zukunft mehr gehabt hatte. Sie bestand hauptsächlich aus Altbekanntem: Ausbeutung, Zerstörung, Diskriminierung. Aus

Ungleichheit, dreisten Behauptungen und chauvinistischem Eigensinn. War das die Welt, in der ich wieder erwachen wollte? Nein.

- - - - -

Im Lockdown hatten wir viel Geld verloren. Doch wir hatten auch etwas dazu gewonnen, das uns von Jahr zu Jahr mehr abhanden gekommen war: Zeit. Nun entschieden wir, auch dieses Gut aus dem Fenster zu schmeißen. In dieser Phase der „neuen Normalität“ erwiesen wir uns als unwillig, weder aus den Erfahrungen vor noch jenen während des Lockdowns Schlüsse zu ziehen. Kein Sinneswandel war erkenntlich, nur sieben verlorene, verschwendete Wochen hatten wir an uns vorüberziehen lassen. Nach außen hin waren wir überfordert, gereizt, gestresst, innerlich trieb uns vorallem zweierlei um: irrationale Angst und diffuse Nostalgie. Wir fürchteten die Gegenwart und wünschten uns zurück in irgendetwas, was davor gelegen war. Es ist immer das Gleiche: Egal, wie die Zeit war, die vergangen ist, sobald sie vergangen ist, trauern wir ihr nach. Es ist uns doch gut gegangen, oder etwa nicht? Wir sind doch glücklich gewesen, auch wenn die Wälder brannten und Afrikaner im Mittelmeer ertranken?

Angst jagte uns die unsichere Zukunft ein – als wäre sie jemals sicher gewesen? – und vorallem dieses eigenartige Virus, das uns an den Kragen wollte – vielleicht immer noch will in einer zweiten Welle, einer dritten, einer vierten? Unsere Machtlosigkeit gegen es wird sich in absehbarer Zeit nicht ändern. Dennoch müssen wir die Angst loswerden, die wir voreinander bekommen haben. Angst lähmt, sie hindert uns am Denken.

Zu Beginn der Krise war Angst gezielt als Mittel eingesetzt worden, um unseren Widerstandsgeist zu lähmen. Bis heute wirken die Bilder nach, die verwendet wurden, um uns einzuschüchtern. Das Wort „triagieren“, das bei jeder Gelegenheit eingestreut wurde, weil Fremdwörter Kompetenz vermitteln, hallt in unseren Köpfen nach. Nicht überwunden sind die Bilder von Militärkonvois, die Särge abtransportieren, die über Tage hinweg gezeigt wurden. Nach wie vor ist des Kanzlers Prophezeiung in unseren Ohren, dass bald jeder von uns einen Coronatoten in seinem Bekanntenkreis haben würde. In meinem Umfeld gibt es keine Coronatoten, aber ich kenne viele, die monatelang nicht ins Freie gingen und sich noch immer nicht daran gewöhnen können, wieder unter Menschen zu sein.

Wir alle haben Phobien, mit denen wir schlechter zurechtkommen als mit anderen. Ein japanischer Freund von mir, der vor einigen Jahren in München an einer Überdosis Heroin starb, war als junger Mann nach Europa ausgewandert, weil er das Leben in Tokio in ständiger Angst vor Erdbeben nicht ertrug. Nahezu jeden Tag wackelt dort der Boden, unaufhörlich schiebt sich diese Bedrohung ins Bewusstsein der Japaner. Mein Freund errichtete sich eine neue Existenz so fern wie möglich jeglicher tektonischen Aktivität. Die ebenso realen Gefahren des Drogenmissbrauchs hingegen nahm er weit weniger ernst.

Ich selbst war letztes Jahr in den kanadischen Rocky Mountains wandern. Allein durchstriefte ich riesige Gebiete tatsächlich unberührter Natur. Neben Grizzly- und Schwarzbären gab es dort auch eine unsichtbare Gefahr: Bakterien und Parasiten im Wasser. Ich wagte es kein einziges Mal, wie in den Alpen aus Bächen zu trinken. Die Wahrscheinlichkeit, einen verseuchten Schluck zu erwischen, war sehr gering. Die meisten Einheimischen kochten das Wasser nicht einmal ab, das sie tranken. Ich aber ließ es mindestens dreimal aufkochen und behandelte es mit Chemikalien, ehe ich trank. Es schmeckte ekelhaft.

Noch mehr als Bären und Parasiten fürchte ich persönlich Hunde. Das ist, seit es keine Menschen mehr zu geben scheint, die nicht Herrchen oder Frauchen wären, eine sehr lästige Phobie. Kläfft mich auf der Straße nur ein kleiner Köter an, den ich mit einem Fußtritt verjagen könnte, erstarre ich vor Schreck. Die Hundebesitzer lachen mich aus, weil ich einen weiten Bogen um ihren verspielten Liebling mache. Ich lache mich selber aus. Die Angst in mir aber lässt sich nicht unterdrücken.

In meiner Jugend in Innsbruck fahren wir oft mit dem VW Käfer meines besten Freundes in der Gegend herum. Das Auto besaß nicht einmal Vorrichtungen für Anschnallgurte. Einmal gerieten wir in einer Kurve in Sadrach ins Schleudern, das Auto überschlug sich und kam auf dem Dach zu liegen. Ich wurde vom Beifahrersitz nach hinten geschleudert, mein Freund schaffte es, sich am Lenkrad festzuklammern. Wir krochen durchs Fenster aus dem Auto, ich weiß noch, wie schwindlig mir war. Unter großer Anstrengung schafften wir es, den Käfer zurück auf seine Räder zu kippen. Noch ein Jahrzehnt früher war mein Schwiegervater mit all seinen vier Kindern unangeschnallt über kurvige Bergstraßen gefahren. Seine Tochter, meine heutige Frau, damals ein Kindergartenkind, liebte es, hinten auf der Hutablage des Mercedes zu liegen. Sie war noch klein genug, dass sie sich ausstrecken konnte. Wenn der Vater abrupt

bremsen musste, weil etwa plötzlich ein Reh auftauchte, kullerte sie durchs Auto, manchmal flog sie bis zur Windschutzscheibe vor. Sie kreischte, ihre Brüder juchzten vor Aufregung.

Es mutet kriminell an, was wir damals taten, fahrlässig. In den 1970ern aber war es weder verboten noch abnormal. Von Generation zu Generation haben wir seither Lebensängste dazugewonnen. Kinder dürfen heute alleine praktisch gar nicht mehr vor die Tür, weil überall Gefahren lauern. Früher sagte man, zu Tode gefürchtet, sei auch gestorben. 2020 erhöhte das Coronavirus erneut das Angstpotenzial der Menschheit um ein Vielfaches. Es erinnerte uns daran, nicht nur, wie leicht man sich anstecken und sterben könnte, sondern auch wie zerbrechlich der Wohlstand war, den wir erreicht hatten. Es führte unsere Zukunfstängste mit unser Angst vor dem Augenblick zusammen, kombinierte also das Spekulative mit dem Unausweichlichen. Auf diese Weise errichtete das Virus eine wahre Schreckensherrschaft, der viele nicht gewachsen waren.

Eine Bekannte in New York ersteigerte auf E-Bay eine hochprofessionelle Schutzmaske für eintausendzweihundert Dollar. Nur damit traute sie sich überhaupt noch auf die Straße. Ihr war bewusst geworden, dass jeder Mitmensch, dem sie draußen begegnete, ihren Tod bedeuten konnte. Jeder war eine potenzielle Gefahr geworden. Es wird noch Jahre dauern, bis sie sich wieder an ein Leben unter Menschen gewöhnt, an ein analoges Zusammensein. Vielleicht wird sie nie wieder eine gewisse Leichtigkeit im Umgang mit ihrem Dasein erlangen können?

Das Virus hinterließ eine traumatisierte Gesellschaft. Doch die psychische Störung der Bevölkerung und die Ruinen unserer Wirtschaft dürfen nicht alles sein, was es zurücklässt. Das Virus verfolgte nichts als das Ziel seines eigenen Überlebens. Wir Menschen, seine Wirte, sind zwar noch nicht imstande, es auszulöschen, können ihm aber wenigstens zusätzlichen Sinn verleihen. Wenn wir das tun, ist nicht alles umsonst. Bei der Pandemie handelt es sich, wie bei unserem Dasein ganz allgemein, um ein sinnfernes Geschehen, ein vergängliches Ereignis. Es nimmt irgendwann Fahrt auf, entwickelt eine Eigendynamik, beeinflusst verschiedene Geschehnisse, vergeht wieder. Fragen werden aufgeworfen und bleiben unbeantwortet. Uns bleibt nichts anderes übrig als der Versuch des Interpretierens. Wann fangen wir endlich damit an? Wann beginnen wir, die Dinge endlich gründlich zu hinterfragen?

Die Coronakrise ist ein Chance zur Veränderung, nach wie vor. In einer ersten Phase scheinen wir es verabsäumt zu haben, etwas daraus zu machen. Doch Phasenübergänge sind fließend, nichts ist jemals schwarz oder weiß. Man muss kein unverbesserlicher Optimist sein, vielmehr ist es realistisch zu behaupten, dass wir bislang weder alles verloren noch viel gewonnen haben. Ja, nüchtern betrachtet fällt mir, während ich in diesem fröhsummerlichen Trümmerfeld am Schreibtisch sitze, kaum etwas ein, das sich durch Corona zum Besseren verändert hätte. Ich höre schon die rechthaberischen Stimmen rufen, die von Anfang an wussten, dass eine Katastrophe niemals zu einer Verbesserung der Dinge führt. Ja!, will ich zurückrufen, ihr wusstet es, ihr werdet es immer wissen, und doch wisst ihr nicht mehr als ich. Auch wenn es heute nicht danach aussieht, als hätte die Menschheit viel aus Corona gelernt, so ist die Tür trotzdem noch nicht zugeschlagen. Vielleicht sieht die Sache bereits ganz anders aus, wenn Sie jetzt, liebe Hörerin, lieber Hörer, ein, vielleicht zwei Monate nachdem ich diese Zeilen schreibe, sie im Radio hören?

Das Nichtwissen macht nicht Angst, sondern ist der größte Trost im Leben. Das Nichtkennen der Zukunft. Immerzu besteht die Möglichkeit, dass Unvermutetes geschieht. Wer hätte mit dieser Pandemie gerechnet? Wer hätte einen Ibiza-Skandal vorausgesehen? Nie wissen wir, was geschehen wird. Vielleicht wissen wir im Rückblick, was geschah, aber schon während etwas geschieht, vermögen wir es nicht vollends einzuordnen oder zu bewerten, weil wir den Fortgang, die letztlichen Folgen nicht kennen. Die Coronakrise geschieht nach wie vor. Wenn sie eine Chance ist, ist diese noch nicht vertan. Je komplexer die Umstände sind, desto schwerer ist derlei zu beurteilen. Corona vollbringt das Meisterstück, mehr oder weniger jeden Bereich unseres Daseins zu beeinflussen. Ein komplexeres Konstrukt ist kaum vorstellbar, eine Chance dieser Größenordnung. Es geht um nichts Geringeres als unser kollektives Bewusstsein, die Veränderung unser aller Lebensführung, das Neudenken erstarrter Grundsätze. Wohin uns die Coronakrise letztendlich führt, in welche neue oder alte Normalität, das werden wir erst aus den Geschichtsbüchern in einigen Jahren lernen. Bis dahin halten wir wenigstens an einer Gewissheit fest: Es ist dumm, die Fehler zu wiederholen, die wir bereits gemacht haben. Und Dummheit sollte niemals unser Ziel sein.

- - - - -